

(Nachdruck verboten.)

24]

Zoma Gardsejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner

„Warten Sie, Tänzchen, gehen Sie nicht!“ sagte Medinstaja eilig und streckte Zoma die Hand entgegen. „Warum denn so düster? Zürnen Sie mir nicht! Was bin ich Ihnen? Sie brauchen eine andre Freundin, die ebenso einfach ist und eine so gesunde Seele hat, wie Sie selbst. Sie muß lustig und frisch sein. Ja, ich bin ja schon alt. Ich sehne mich immer . . . mein Leben ist so leer und langweilig . . . so leer! Wissen Sie, wenn der Mensch sich daran gewöhnt, lustig zu leben, und sich nicht freuen kann, dann geht's ihm schlecht! Er will freudig leben, will lachen . . . er lacht aber nicht, sondern das Leben lacht über ihn . . . und die Menschen . . . Hören Sie! Ich rate Ihnen, wie eine Mutter, ich bitte, ich flehe Sie an, hören Sie auf niemand als auf Ihr Herz! Leben Sie so, wie es Ihnen vorschreibt. Die Menschen wissen nichts, sie können nichts Wahres sagen . . . hören Sie nicht auf sie!“

Da sie sich bemühte, einfach und verständlich zu sprechen, wurde sie aufgeregter, und die Worte ergossen sich eilig und unzusammenhängend eins nach dem andern. Um ihre Lippen spielte die ganze Zeit ein klagendes Lächeln, und ihr Gesicht war unschön.

„Das Leben ist sehr streng . . . Es will, daß alle Menschen sich seinen Forderungen unterordnen, und nur die sehr Starken dürfen sich ihm ungestraft widersetzen . . . Ob sie's dürfen? O, wenn Sie wüßten, wie schwer es ist, zu leben . . . Der Mensch kommt so weit, daß er sich selbst zu fürchten beginnt . . . Er zerfällt in den Richter und den Verbrecher, er richtet sich selbst und sucht nach Rechtfertigung . . . und er ist bereit, bei Tag und bei Nacht mit denen zusammen zu sein, die er verachtet, die ihm unansprechlich sind — nur um nicht mit sich allein zu sein!“

Zoma erhob den Kopf und sagte mißtrauisch und erstaunt:

„Ich kann unmöglich begreifen, was das ist! Auch Ljuba sagt dasselbe.“

„Welche Ljuba? Was sagt sie?“

„Meine Milchschwester . . . Dasselbe, — sie klagt immer über das Leben. Sie sagt, man kann nicht leben.“

„O, sie ist noch jung! Und es ist ein großes Glück, daß sie schon jetzt davon spricht.“

„Ein Glück!“ sagte Zoma spöttisch. „Ein schönes Glück, bei dem man stöhnt und klagt!“

„Hören Sie auf die Klagen . . . in den Klagen der Menschen liegt immer viel Weisheit . . . o! darin liegt mehr Weisheit, als in allem andern. . . Hören Sie zu, das wird Sie Ihren eignen Weg finden lehren.“

Zoma hörte die überzeugte Stimme der Frau und blickte verblüfft um sich. Alles war ihm längst bekannt, aber heute sah alles anders aus: eine Menge von Kleinigkeiten füllte das Zimmer, alle Wände waren mit Bildern und Konjolen bedeckt, schöne bunte Nippesachen fielen überall ins Auge. Das rote Lampenlicht stimmte traurig. Auf allem lag eine Dämmerung, und hier und da glänzten darin das Gold der Rahmen und die weißen Flecken des Porzellans matt auf. Schwere Stoffe hingen unbeweglich vor den Thüren. Das alles beugte und bedrückte Zoma, und er hatte das Gefühl eines Verirrten. Die Frau that ihm leid. Doch sie reizte ihn auch.

„Hören Sie, wie ich zu Ihnen spreche? Ich möchte Ihre Mutter, Ihre Schwester sein. Noch nie hat jemand in mir ein so warmes, verwandtschaftliches Gefühl hervorgerufen wie Sie. Und Sie . . . sehen mich . . . so feindselig an. Glauben Sie mir? Ja? Nein?“

Er blickte sie an und sagte seufzend:

„Ich weiß nicht mehr . . . Ich habe Ihnen geglaubt.“

„Und jetzt?“ fragte sie rasch.

„Und jetzt ist's am besten, wenn ich gehe! Ich verstehe nichts . . . und ich will verstehen . . . Ich verstehe auch mich nicht. Ich ging zu Ihnen und wußte, was ich sagen wollte. Und es ist eine Konfusion entstanden. Sie haben mich auf den Spieß gesteckt, haben mich aufgereizt . . . Und dann

sagen Sie: Ich bin Deine Mutter! Das heißt: Mach, daß Du fortkommst!“

„Begreifen Sie — Sie thun mir leid!“ rief die Frau leise aus.

Die Gereiztheit ihr gegenüber wuchs bei Zoma, und je länger er sprach, desto spöttischer wurden seine Worte . . . Beim Sprechen schüttelte er immer die Schultern, als zerreiße er etwas, das ihn gefesselt hielt.

„Ja, thue Ihnen leid? Warum denn? Das brauche ich nicht . . . Ach, ich kann nicht sprechen! Es ist schlimm, keine Worte zu haben. Ich würde Ihnen aber sagen . . . Sie waren nicht gut zu mir, — warum haben Sie einen Menschen verführt? Bin ich Ihnen ein Spielzeug?“

„Ich wollte Sie nur in meiner Nähe haben,“ sagte Medinstaja einfach, mit schuldbehafteter Stimme.

Er hörte diese Worte nicht.

„Und als es dazu kam, haben Sie Angst bekommen und haben sich vor mir verschämt. Jetzt thun Sie Buße . . . ha! Das Leben ist schlecht! Warum klagen Sie immer das Leben an? Was für ein Leben? Der Mensch ist das Leben, und außer dem Menschen giebt es gar kein Leben. Und Sie haben sich ein Ungeheuer ausgedacht, und das thun Sie, um Sand in die Augen zu streuen, um sich zu entschuldigen. Sie stellen etwas an oder verwickeln sich in allerlei Geschichten und Dummheiten und stöhnen dann! Ach, das Leben! O, das Leben! Und haben Sie es denn nicht selbst gemacht? Sie verstecken sich hinter den Klagen und verwirren dadurch die andern . . . Nun, Sie sind vom Wege abgekommen, warum wollen Sie auch mich irre führen? Ist das vielleicht die Bosheit in Ihnen? Wenn es mir schlecht geht, soll es auch Dir schlecht gehen, — da hast Du es: ich werde Dir das Herz mit meiner giftigen Thräne benehen! Ist das so? Ach Sie! Gott hat Ihnen eine engelgleiche Schönheit gegeben, und wo ist Ihr Herz?“

Er zitterte ganz, während er ihr gegenüber stand und sie vom Kopf bis zu den Füßen vorwurfsvoll musterte. Jetzt kamen ihm die Worte frei aus der Brust, er sprach nicht laut, aber mit Kraft, und es war ihm angenehm zu sprechen.

Medinstaja blickte ihm mit erhobenem Kopf und weit offenen Augen ins Gesicht. Ihre Lippen bebten, und in den Mundwinkeln erschienen scharfe Furchen.

„Ein schöner Mensch muß auch entsprechend leben. Und von Ihnen erzählt man . . .“

Zomas Stimme brach ab, und er schloß tonlos mit einer hoffnungslosen Geste:

„Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“ sagte Medinstaja leise.

Er reichte ihr nicht die Hand, wandte sich schroff um und ging von ihr fort. Doch schon an der Saalthür empfand er Mitleid mit ihr und blickte sie von der Seite an. Sie stand dort allein in der Ecke, ihre Arme hingen regungslos am Körper herunter, und der Kopf war gebeugt.

Er begriff, daß er so nicht gehen konnte, wurde verlegen und sagte leiser, doch ohne Reue:

„Ich habe vielleicht etwas Kränkendes gesagt, — verzeihen Sie! Ich liebe Sie ja . . . trotzdem,“ und er senkte tief. Und die Frau lachte leise und selbstsam.

„Nein, Sie haben mich nicht gekränkt . . . gehen Sie mit Gott.“

„Nun, leben Sie denn wohl!“ wiederholte Zoma noch leiser.

„Ja!“ antwortete sie ebenso leise.

Zoma warf die Perlenkette mit der Hand zurück; sie schaukelten sich, raschelten und berührten seine Wange. Er fuhr bei dieser kalten Berührung zusammen und ging, ein vages, schweres Gefühl in der Brust mitnehmend; das Herz schlug darin, als sei es in ein weiches, aber festes Netz eingeschlossen.

Es war schon Nacht, der Mond schien und der Frost bedeckte die Bügen mit Hüllen von matten Eißer. Zoma ging über das Trottoir und zerschlug mit seinem Stock diese Hüllen, die traurig trachteten. Die Schatten der Häuser lagen als schwarze Quadrate auf der Straße, und die der Bäume als phantastische Muster. Einige davon glichen dünnen Händen, die hilflos nach der Erde griffen.

„Was thut sie jetzt?“ dachte Foma und stellte sich die einsame Frau in der Ecke des engen Zimmers inmitten der rötlichen Dämmerung vor.

„Ich sollte sie lieber vergessen,“ dachte er. Doch er konnte nicht vergessen, und sie stand vor ihm, indem sie bald tiefes Mitleid, bald Bereiztheit und selbst Zorn in ihm hervorrief. Ihre Gestalt war so grell und die Gedanken an sie so schwer, als trüge er diese Frau in der Brust mit. Eine Droschke kam ihm entgegen, die die Stille der Nacht mit dem Rasseln der Räder auf den Steinen und mit ihrem Anarren auf dem Eis erfüllte. Wenn sie in den Streifen des Mondlichts kam, wurde ihr Lärm lauter und lebendiger, während er im Schatten schwerer und dumpfer klang. Der Kutscher und der Insasse wiegten sich in der Droschke und wurden darin emporgeschneelt; sie hatten sich beide vorgeneigt und bildeten zusammen mit dem Pferd eine große, schwarze Masse. Die Straße war mit Flecken von Licht und Schatten besät, aber in der Ferne war das Dunkel so dicht, als sei die Straße durch eine Mauer versperrt, die sich von der Erde in den Himmel erhob. Foma kam auf einmal der Gedanke, daß diese Menschen nicht wußten, wohin sie fuhren, und daß auch er selbst nicht wußte, wohin er ging. Er stellte sich sein Haus vor — sechs große Zimmer, in denen er allein lebte. Tante Anfissa war ins Kloster gegangen, sie würde vielleicht von dort nicht mehr zurückkehren und bald sterben. Zu Hause war Iwan, der alte, taube Hausbesorger, die alte Jungfer Sektetja, die Köchin, das Stubenmädchen und der zottige, schwarze Hund, mit einer Schnauze, die stumpf war wie bei einem Wels. Und auch der Hund war alt.

„Vielleicht sollte ich wirklich heiraten!“ dachte Foma seufzend.

Doch der Gedanke, daß er so leicht heiraten könnte, war ihm unbehaglich und selbst komisch. Er konnte gleich morgen dem Vater sagen, er möchte ihm eine Braut suchen, es würde dann kein Monat vergehen, und mit ihm zusammen würde im Hause schon eine Frau leben. Sie wird Tag und Nacht bei ihm sein. Wenn er ihr sagt: „Gehen wir spazieren!“ wird sie mit ihm spazieren gehen. Wenn er sagt: „Gehen wir schlafen!“ wird sie auch das thun. Wenn sie Lust bekommt, ihn zu küssen, wird sie ihn küssen, selbst wenn er nicht will. Und wenn er ihr sagt: „Ich will nicht, geh!“ wird sie beleidigt sein. Woban wird er mit ihr sprechen können? Und was wird sie ihm sagen? . . . Er dachte nach und stellte sich die ihm bekannten Kaufmannstöchter vor. Manche von ihnen waren sehr hübsch, und er wußte, daß jede von ihnen ihn gern heiraten würde. Doch er wollte keine einzige davon als seine Frau neben sich sehen. . . . Wie peinlich und unangenehm es sein muß, wenn ein Mädchen zur Frau wird! Und was sagen die Neuvermählten zu einander nach der Trauung, im Schlafzimmer? . . . Foma versuchte darüber nachzudenken, was er in solch einem Fall sagen würde, und lächelte verlegen, da er keinerlei passende Worte fand. Dann fiel ihm Ljuba Majakina ein. Diese würde sicher zuerst sprechen und irgendwelche ihm fremde, unverständliche Worte sagen. Ihm kam es immer vor, als ob alle ihre Worte ihm fremd seien und als ob sie das nicht sage, was ein Mädchen von ihrem Alter, ihrem Neuzern und ihrer Herkunft sagen sollte.

Hier blieben seine Gedanken an den Klagen Ljubas haften. Er ging langsamer und wunderte sich, daß alle Menschen, die ihm näher standen und mit denen er viel sprach, ihm immer vom Leben erzählten. Der Vater, die Tante, der Pate, Ljuba und Sofja Pawlowna, — sie alle lehrten ihn entweder das Leben zu verstehen, oder klagten über das Leben. Ihm fielen die von dem Alten auf dem Dampfer gesprochenen Worte vom Schicksal und viele andre Bemerkungen über das Leben, Bornwürse und bittere Klagen ein, die er flüchtig von allerlei Menschen gehört hatte.

„Was heißt das?“ dachte er, „was ist das Leben, wenn nicht die Menschen es bilden? Und die Menschen sprechen immer so, als ob nicht sie es seien, als gäbe es noch etwas außer den Menschen, was sie zu leben hindert. Ist das vielleicht der Teufel?“

Ein banges Angstgefühl erfaßte Foma, er fuhr zusammen und blickte rasch um sich. Auf der Straße war es leer und still; die dunkeln Fenster der Häuser blickten trübe in das nächtliche Dunkel und hinter ihm bewegte sich sein Schatten die Mauern und Bäume entlang, Schritt für Schritt.

„Kutscher!“ rief er laut und beschleunigte seinen Schritt. Der Schatten zuckte zusammen und kroch ihm nach, ängstlich, schwarz und schweigend. Foma war es, als fühle er hinter sich einen kalten Atem und als hole ihn etwas Ungeheures,

Unsichtbares und Entsetzliches ein. Vor Angst lief er beinahe auf die Droschke zu, die mit lautem Geräusch aus dem Dunkel hervorkam, und nachdem er sich hineingesetzt hatte, konnte er nicht zurückblicken, obgleich er es wollte.

Siebentes Kapitel.

Seit dem Gespräch mit Medinskaja war eine Woche vergangen. Ihre Gestalt stand bei Tag und bei Nacht beharrlich vor Foma und rief ein quälendes Gefühl der Bangigkeit in ihm hervor. Er wollte zu ihr gehen und sehnte sich so nach ihr, daß ihm vom Wunsch seines Herzens, bei ihr zu sein, alle Glieder schmerzten. Doch er schwieg trübe, machte ein finsternes Gesicht und wollte seinem Wunsch nicht nachgeben, indem er sich eifrig in seine Geschäfte versenkte und den Zorn gegen diese Frau in sich aufstachelte. Er fühlte, daß, wenn er zu ihr ginge, er sie nicht mehr so sehen würde, wie er sie verlassen hatte; nach dem Gespräch mit ihm mußte sich in ihr etwas geändert haben, sie würde ihn nicht mehr so freundlich empfangen wie früher und ihm nicht das helle Lächeln schenken, das in ihm ganz besondere Gedanken und Hoffnungen hervorrief. Da er fürchtete, es würde nicht mehr so, sondern anders sein, hielt er sich immer zurück und quälte sich.

Die Arbeit und die Sehnsucht nach dem Weibe hielten ihn nicht davon ab, auch über das Leben nachzudenken. Er philosophierte nicht über dieses Rätsel, das in seinem Herzen schon ein banges Gefühl erregte; er verstand nicht zu philosophieren, doch er begann wachsam aufzuhorchen, wenn die Menschen vom Leben sprachen, und gab sich Mühe, sich ihre Worte einzuprägen. Sie klärten ihm nichts auf, vergrößerten nur sein Nichtbegreifen und ließen in ihm ein mißtrauisches Gefühl ihnen gegenüber aufkeimen. Die Menschen waren geschickt, schlau und klug — das sah er; wenn man mit ihnen im Geschäftsverkehr stand, mußte man immer vorsichtig sein; er wußte schon, daß in wichtigen Fällen niemand von ihnen das sagte, was er dachte. Er beobachtete sie aufmerksamer und fühlte, daß ihre Seufzer und Klagen über das Leben in ihm keinen Glauben fanden. Er sah ihnen schweigend, mit einem mißtrauischen Blick zu, und eine feine Furche durchschnitt seine Stirn.

(Fortsetzung folgt.)

Es lebe das Leben!

(Deutsches Theater.)

Sandermann hat in seinem neuen Drama, dessen Premiere am Sonnabend im Deutschen Theater stattfand, die Erwartungen, die man von seinen letzten Stücken hegen durfte, weit übertraffen. „Es lebe das Leben!“ ist trotz der sehr gekünstelten Konstruktion in den beiden letzten Aufzügen jedenfalls eines der interessantesten Dramen, die der Dichter überhaupt geschaffen. Das Stück spannt selbst da noch, wo es in seiner Motivierung unwahr wird, durch den Reichtum geschickt vorbereiteter Kontrastwirkungen. Die Figuren heben sich klar und deutlich gegen einander ab und sind in mannigfach interessante Beziehungen gesetzt. Der Dialog ist charakteristisch und, wo es die Situation zuläßt, mit feinem Witze pointiert. Scharfe satirische Schlaglichter fallen — zumal in den Gesellschaftsszenen des zweiten Aktes — auf die Politik der agrarisch-konservativen Adelskreise, in deren Mitte sich die Handlung abspielt.

Aber die Milieu-Schilderung ist nur der Hintergrund für den persönlichen Konflikt zwischen Graf Kellinghausen, seiner Frau und Baron Völkering. Beate ist unter diesen drei, sehr fein gegen einander kontrastierten Charakteren der weitaus überragende: eine heitere, klare und gütige Natur, deren Liebe, bei allem Glücksgefühl, mit welchem sie am Leben hängt, zu jedem Opfer bereit ist. Ihrem Gatten, einem lebenswürdigen, harmlosen Menschen, der ihrer überlegenen Klugheit gerne folgt, ist sie in dankbarer Verehrung ergeben. Aber das Band, das sie mit ihm verbindet, hat der Zufall der Ehe geschlungen. Das Jüngerste ihres Herzens gehört dem andern, den sie zu spät gefunden hat. Als sie und Völkering vor langen Jahren einander trafen, da hat ein kurzer Rausch alles vergessender Leidenschaft übermächtig die beiden fortgerissen. Dann haben sie entsagt, der Edelsinn ihrer Naturen baumte sich gegen die betügelte Heimgelassenheit einer ehebüchlichen Liebe auf. Sie, die ihm nicht gehören konnte, ist seine und seines Sohnes treueste und völlig selbstlose Freundin geworden. Nur helfen will sie, daß die Kräfte, die sie in ihm verborgen glaubt, sich frei entfalten. So schwer sie hat ringen müssen, kein Tropfen Bitterkeit ist in ihrem Wesen. Auch die Würde einer unheilbaren Herzkrankheit, die bedrückende Bewußtheit des nahen Todes vermag nichts über diese Frau. Mit lächelnden Lippen verbirgt sie ihr Leid. All ihre Gedanken gehören denen, mit denen sie lebt, die sie aus der Fülle ihrer heiteren Natur heraus zu erfreuen und zu fördern strebt. Eine große,

strahlende Hoffnung verküsst sie: der Sohn des Fremdes liebt ihre Tochter. In dem Los der Kinder soll sich jener harmonische, auf tiefe innere Seelengemeinschaft gegründete Bund, der ihr und dem Freunde versagt war, erfüllen! Ihr Verhältnis zu diesen beiden jungen, reinen Seelen ist mit zartester Innigkeit vom Dichter gezeichnet.

Ganz plötzlich steigen da die dunkeln Schatten der Vergangenheit herauf. Auf Beates Betreiben ist Völkerling in dem früheren Wahlkreis ihres Mannes als Kandidat der konservativen Partei aufgestellt. Er hat gesiegt. Aber im Wahlkampfe sind Verdächtigungen gefallen. Ein sozialistischer Agitator, ein ehemaliger Theologe und Sekretär Völkerlings, hat, um das Privatleben der Stützen von Thron und Altar zu charakterisieren, auf die eigentümlichen Beziehungen angepielt, in denen der Kandidat zu der Familie Kellinghausen stehe. Das Parteiblatt mit dem Bericht der Rede ist an die Beteiligten verschickt worden. Nur Graf Kellinghausen und Beate, die, um den Wahlsieg des Fremdes zu feiern, große Gesellschaft geladen haben, wissen noch nichts.

Die Gesellschaftszenen dieses zweiten, mit leichtem satirischen Geplänkel einseitigen Aktes, sind musterhaft in ihrem Aufbau. Wie der harmlos vergnügte Kellinghausen den unsichtbaren Dreck, die peinliche Verlegenheit, die auf den andern lastet, zu spüren beginnt; wie er dagegen ankämpft; wie in der theoretischen Duelldebatte seine Leidenschaft aufflammt; seine Betroffenheit, als ein Zufallswort ihm das Geheimnis, das man vor ihm hütet, verrät; sein Zorn gegen den Verleumder; das rührend felsenfester Vertrauen auf den Freund — alles das ist Zug um Zug mit echt dramatischer Schlagskraft auf die Bühne gestellt. Der dritte Akt bringt dann die große Auseinandersetzung. Beate sieht voraus, daß ihr Gatte, wenn die erste Erregung sich gelegt hat, von Völkerling eine Versicherung auf Ehrenwort verlangen wird, daß zwischen ihm und ihr nichts vorgefallen sei. Sie weiß, der Fremd wird, um sie zu schonen, die Versicherung geben, aber sie weiß auch, daß sie dieses Opfer von dem Geliebten nicht annehmen darf. Die Lüge, die er damit auf sich läßt, würde ihn vernichten. Sie ist es, die, mitten zwischen die beiden Männer tretend, um des Geliebten willen die lang verborgene Wahrheit sagt. Eine wilde Wut faßt den Betrogenen. Das ist Schande, die nach dem Ehrenkodex seines Adels nur mit Blut abgespült werden kann. Aber ein Duell zwischen ihm und dem Fremden, das wäre der öffentliche Skandal, die Verstärkung jedes Verdachts. Da aber einer sterben muß, so will der Fremd sich selbst, zur Sühne jener alten Schuld, das Leben nehmen. Und Kellinghausen, der zuerst statt des Zweikampfs ein „amerikanisches“ Duell, wo der vom Los Bestimmte sich zu töten hat, vorge schlagen, findet den Entschluß ganz in der Ordnung. Mit solchem Geschick ist in dem Drama die Wendung vorbereitet — besonders durch die jugendlichen Theorien, die Völkerlings von Kellinghausens herbeigerufenen Sohn, zum besten giebt —, daß diese völlig groteske, den Duellwahn sinn noch durch zehnfache Unnatur überbietende Abmachung dem Zuschauer als psychologisch ganz wohl möglich suggeriert wird.

Ein Selbstmord Völkerlings, auf den alle Blicke in der konservativen Fraktion gerichtet sind, würde — diese Erwägung scheint Graf Kellinghausen gar nicht in den Sinn gekommen zu sein — ähnlich wie ein Duell wirken. Da alle andern Erklärungsgründe für eine solche That fehlen, würde man sie mit jener geheimnisvollen Affaire, auf die im Wahlkampfe angepielt war, in Verbindung bringen. Ein Skandal, den der Graf eben verhindern will, wäre damit unvermeidlich. — Er wäre aber doppelt groß in dem Fall, daß Beate zufällig vor Völkerling sterben sollte! Dann hieße es, Völkerling sei der geliebten Frau in den Tod gefolgt! Das ist die überaus frohliche spekulative Kamisül, durch welche der Opfertod Beates in den beiden letzten Akten motiviert wird. — Vor seinem Tode hat Völkerling ein der Fraktion gegebenes Versprechen einlösen wollen und im Reichstag bei der Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuches eine schlußmante Rede über die Unverletzlichkeit der Ehe gehalten. Das Bewußtsein, daß er die eigene Verschlingung „sühnen“ werde, hat seinen Worten einen wunderbaren Schwung verliehen. Es war ein brausender Erfolg, die Freunde beglückwünschten ihn, der Kaiser, heißt es, sei aufmerksam geworden und wolle ihn ins Ministerium berufen. Alles vereinigt sich, um ihn den Abschied vom Leben möglichst schmerzlos zu machen. Umsonst. Da erscheint Beate in seinem Zimmer. Die Scene ist groß und wirkungsvoll. Jene Liebe, die der Fremd als Schuld empfindet und mit dem Tode büßen will, war ihr der herrlichste Inhalt ihres Lebens. Jubelnd, noch in den Schwärmern dieser schwersten Stunde befeht sie sich dazu. Völkerling muß ihr versprechen, noch einmal in ihr Haus zu kommen. Sie hat Kellinghausen überredet, den Fremd in einem kleinen Kreise nächster Bekannten zu empfangen. Eine Freundschaftskomödie vor Jüngern soll dort gespielt werden, um den Verdacht, welchen der Selbstmord Völkerlings sonst erregen würde, vorzupreißend zu zerstören. Es ist ihr Todesmahl. Mit zitternder Stimme bringt sie an der Tafel einen Toast auf das Leben aus, dann wankt sie hinaus und bricht sterbend zusammen. Sie hat Gift genommen, nicht aus Verzweiflung, sondern um Völkerling am Leben zu erhalten. Nun darf sich — das sagen ihre letzten, an Kellinghausen gerichteten Zeilen — der Fremd nicht töten! Der Graf sieht ein, daß allerdings ein Selbstmord Völkerlings unter solchen Umständen sehr kompromittierend wäre, und giebt ihm sein Wort zurück. Ein wertloses Geschenk für Völkerling; aber er wird weiterleben, weil der Wille der Gestorbenen es so bestimmt hat.

Es ist schade, daß das Stück, welches in dem zweiten und dritten Akte voller dramatischer Bewegung war und auch in den beiden letzten Akten noch manche äußerst stimmungsvolle Szenen enthielt, durch

diesen kalt erkügelten Schluß verunstaltet wird. Der Opfertod, der das Bild der Frau verklären soll, wirkt durch die kalte Berechnung, mit welcher er geschieht, wie ein Schachzug in irgend einem beliebigen Intrigenstück. Die lebendige Aktion erstarrt zum Rechenexempel. Und das Exempel stimmt nicht einmal! Wenn Kellinghausen wirklich aus der Monomanie seiner Rachsucht durch nichts zur Selbstbefreiung aufgerüttelt werden kann, wenn nur die Furcht vor dem Skandal Eindruck auf ihn zu machen vermag, dann bleibt es unverständlich, warum er nach dem Tode der Frau seinen Plan ausgeben sollte. So wie der Mann in diesen letzten Akte noch gezeichnet ist, dürfte er Völkerling gar nicht das Wort zurückgeben, sondern nur, um dem Anstand zu genügen, ihm eine längere Frist zur Ausführung des Selbstmordes gewähren. War schon die Prämisse — jene Vereinbarung des Selbstmordes — von starker psychologischer Bedeutsamkeit, so fällt die Lösung des Konfliktes ganz und gar ins unwahre Theatralische.

Das Spiel war trefflich. In erster Reihe stand Fräulein Dumont, die eine wundervoll feine und überlegene Beate schuf, und Herr Wassermann. Sein Kellinghausen mit dem breiten, leis ostpreussisch gefärbten Accent, den schlendernden Armen, dem unbedeutenden gutmütigen Gesicht und den putzamerisch wehenden hellblonden Bartenden wirkte geradezu verblüffend echt. Von der harmlosen Vergnügtheit bis zur wildesten Leidenschaft des Jornes gelang ihm jeder Ton mit gleichmäßig überzeugender Gewalt. Völkerling, die dritte Hauptrolle, die aber wenig dankbare Momente bietet, wurde von Herrn Sauer würdig und diskret gespielt. Auch die Nebenrollen waren gut, zum Teil ausgezeichnet: so Fel. Heims als Tochter Beates, Herr Kähler als Völkerlings Sohn, und Hanns Fischer als Vollblutagrariar auf der Kellinghausenschen Gesellschaft. Das Publikum nahm das Werk mit starkem Beifall auf, der Dichter wurde wieder und wieder gerufen. Einige Opposition nach dem vierten Akte verstärkte nur das Klatschen. —

Conrad Schmidt

Kleines Feuilleton.

— Die Zahl Sieben im Geistesleben der Völker. Bald als heilige, bald als böse Zahl spielt die Sieben in der Volksanschauung und Sage eine hervorragende Rolle, und die Frage nach der Herkunft dieser Vorstellungsweise ist ein interessantes Problem. Mit seiner Lösung vom ethnologischen Standpunkt aus beschäftigte sich unlängst F. v. Andrian in den Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft. Als die ältesten und rührigsten Vertreter der „heiligen“ 7 erscheinen die Babylonier, und es kann nicht zweifelhaft sein, daß die ihnen bekannten 7 Planeten als Träger der unwandlungbaren Ordnung des Himmels das für den Ausgangspunkt gebildet haben. Auch die 7 tägige Woche ist bei ihnen entstanden, angeblich um 1600 vor Christi, an Stelle der bis dahin gebräuchlichen 5 täglichen. Auch im Schöpfungsbericht der Babylonier spielt die 7 eine Rolle. Eine besondere Rolle war 7 böien Geistern zugebracht und der 7., 14., 21., 28. jedes Monats waren „böie Tage“, an denen der König gewisse Opfer bringen mußte. Bei den Juden spielte die 7 eine nicht minder große Rolle, offenbar weil sie diese Vorstellung von den Babylonern angenommen hatten. Moses verteilte die Schöpfung auf 6 Arbeitstage und 1 Ruhetag; was im 7. Jahre wächst, wird freigegeben; der Sklave ist nach einer Dienstzeit von 7 Jahren frei. Die Bibel erwähnt an vielen Stellen die Siebenzahl und deren Vielfache: 7 × 7, 70, 77. Nach der Apokalypse giebt es 7 Geister Gottes, es stehen 7 Engel vor Gottes Thron, 7 Richter vor Christus und 7 Sterne auf dessen Hand. Das Lamm hat 7 Augen, es kommt ein mit 7 Siegeln versehenes Buch zum Vorschein, ferner ein Drache mit 7 Köpfen, es giebt 7 Schalen des Jornes Gottes usw. Die Rabbiner lehren, aus der Otter werde nach 7 Jahren ein Bannph, aus diesem nach 7 Jahren ein Distelstrauch, woraus nach weiteren 7 Jahren ein Dornstrauch entstehe, der sich nach abermals 7 Jahren in einen Dämon verwandle. Wäre der Planet Uranus den alten Bewohnern Mesopotamiens bekannt gewesen, so würde vermutlich die Woche 8 Tage umfassen, es würden 8 Engel vor Gottes Thron stehen und aus der Otter erst nach 8 Jahren ein Bannph werden. Im einzelnen schildert v. Andrian die mythische und mythische Rolle der 7 bei zahlreichen Völkern und kommt zu dem Schlusse, „die kosmisch-mythische Sieben strahlt von den ältesten Kulturstätten in Mesopotamien nach den verschiedensten Weltrichtungen aus. Die Grenzen und die Intensität ihres Auftretens sind an den Berührung mit den asiatischen Kulturvölkern, erst in zweiter Linie an die Berührung mit europäischem Christentum geknüpft“. Auf jüdisch-antike und christlich-antike Einflüsse führt er die mythische 7 im Neuen Testament, in den katholischen Riten, Gebeten, Bußen, sowie in den westeuropäischen Volksvorstellungen zum großen Teil zurück. In den Volkstraditionen hat indessen die 7 nicht immer eine kosmische oder magische, das heißt abergläubische, Bedeutung, sondern hier kommt häufig ein gewohnheitsmäßiger oder sprichwörtlicher Gebrauch der 7 vor. Allerdings erweckt ein solches Gewohnheitsverhältnis vor vornherein den Verdacht, daß einst mythische Vorstellungen vorhanden gewesen seien; aber wie v. Andrian hervorhebt, kann es auch innerhalb sehr enger Grenzen

mit auf Import aus der Fremde beruhen, da unbestreitbar solche Erzeugnisse rein mechanischer Nachahmung sich oft auf lange Zeit hinaus lebensfähig erhalten. Für den Zahlenberglauben, der sich an die 7 knüpft, ergibt sich daher dem genannten Forscher zufolge nachstehende Entwicklungsreihe: kosmische Zahl, magische Zahl, bloße Gebrauchs- oder Lieblingszahl. Eine ähnliche Entwicklung läßt sich auch für andre Zahlen nachweisen, so besonders für die Zahl 9, der bei den Griechen eine mythische Bedeutung zugeschrieben wurde, die dorthin wahrscheinlich in unbekannter Zeit von Aegypten hergebracht wurde. Nach v. Andrian kennen primitive Völker, wie z. B. die Indogermanen, die von höheren Kulturströmungen unberührt geblieben sind, überhaupt keine Zahlenmythik. —

es. **Witkopper.** Im allgemeinen herrscht ein ganz irriger Begriff von dem Schaden, der alljährlich durch Blitzschlag entsteht. Im Vergleich zu andern Arten von Unglücksfällen ist ein wirklich erheblicher Blitzschaden ja nicht häufig, und niemand wird mit einer Aufklärung über dessen Umfang den Zweck verfolgen, die Gewittersurart zu vergrößern. Vorsicht gegen die elektrischen Entladungen der Atmosphäre ist geboten, und ihre Notwendigkeit wird überall gewürdigt, aber die Angst vor dem Gewitter und den Blitz paßt sich nicht für einen verständigen Menschen, gerade weil die Vorsichtsmaßregeln in den meisten Fällen genügen, um einer wirklichen Gefahr vorzubeugen. Von diesem Standpunkt aus kann man auch mit Ruhe eine solche Statistik zur Kenntnis nehmen, wie sie jetzt der seit 1880 bestehende Beobachtungsdienst für Gewitter in Belgien veröffentlicht hat. Die Zahlen beziehen sich auf die letzten zwei Jahrzehnte, vom Jahre 1882 an gerechnet. In diesem Zeitraum wurden vom Blitz getroffen: 1274 Wohnhäuser, 376 Farmen, 321 Scheunen und Ställe, 118 öffentliche Gebäude, 65 Kirchen, 71 Fabriken, 344 Mühlen, 259 Thürme, 53 Getreideschöber, 142 Henschöber, 57 Schiffe. Von 588 vom Blitz getroffenen Menschen wurden 239 getödtet, 348 wieder hergestellt. Ferner wurden vom Blitz erschlagen: 171 Schafe, 778 Kinder, 255 Pferde und 108 andre Viehfühler. Auf den Durchschnitt gerechnet wurden in einem Jahre getroffen: 67 Wohnhäuser, 20 Farmen, 17 Scheunen und Ställe, 6 öffentliche Gebäude, 3 Kirchen, 4 Fabriken, 18 Mühlen, 14 Thürme, 3 Getreide, 7 Henschöber, 3 Schiffe, 31 Menschen (13 getödtet), 50 Stück Vieh, 13 Pferde. Die Beobachtungen über die Zahl und die Art der vom Blitz getroffenen Bäume sind unvollständig, jedoch ist auch in Holland festgestellt worden, daß die Pappeln am häufigsten von der himmlischen Elektrizität heimgesucht werden, demnächst die Eichen und die Weiden. —

Theater.

—n. **Freie Volkstheater.** „Haus Rosenhagen“. Drama in 3 Aufzügen von Max Halbe. — Die Aufführung fand im Lessing-Theater statt, wo „Haus Rosenhagen“ im September vorigen Jahres auch zum erstenmal in Berlin gegeben wurde. Das Hauptverdienst der guten Aufführung kann sich Winterstein zuschreiben, der den jungen Rosenhagen spielte. Die Unfertigkeit, die Hilflosigkeit, die erwachende und immer mächtiger sich entfaltende Liebe zur heimatlichen Scholle, Schwärmerei und Haß, Liebe und Jörn: alles kam in fein abgetönten Spiel vorzüglich zum Ausdruck. Den alten Haß, den Todfeind der Rosenhagen, den sein Haß schließlich zum Mord treibt, gab Albert Patry; sein Spiel machte auf mich einen etwas zu schroffen und zu düstern Eindruck. Willy Peters bot als Inspektor Rathse eine prächtige Leistung; auch der Agent Wegner, den Willy Grundwald darstellte, war mit vielem Verständnis aufgefaßt und ebenso geschickt durchgeführt. Grete Meyers Spiel hatte unter ihrer undankbaren Rolle zu leiden; sie gab die Hermine, jenes liebevolle, genußsüchtige Weib, das den jungen Rosenhagen der Scholle mitrennen machen und ihn hinaus in die weite Welt locken will. Der Dichter hat dieser Figur am wenigsten mitgegeben: sie läßt kalt und lößt ab. Trotzdem hatte die Schauspielerin alles das in die Rolle hineingelegt, was überhaupt hineinzu legen war. Wärmer wirkte Elise Sauer als Martha Reimann; sie gab der heißen Mädchensehnsucht nach Liebe einen starken Ausdruck, ließ dann diese Liebe, als sie sich verschmährt sieht, in wilden Haß sich umwandeln, der schließlich zur stammten Reue wird, als die tödliche Kugel den Geliebten getroffen. Margarete Albrecht fand als Großmutter Rosenhagen reichen Weisheit. —

Musik.

Von den ausländischen Komponisten haben es in der deutschen Musikpflege einige wahrlich nicht schlecht. Vor allen der Russe Tschailowsky. Er ist jetzt unter den Ausländern bei uns fast ebenso in Mode, wie es unter den Inländern Brahms ist. Allmählich tauchen Erinnerungen daran auf, was es seiner Zeit gelostet hat, ihn überhaupt vorzuführen. Carl Haltr erzählt, wie in der ehemaligen Vissel-Napelle 1879 für Berlin der erste Tschailowsky gewagt wurde; es war „Francesca da Rimini“. Das Publikum scheint es erst demonstrativ ab, gab jedoch allmählich bei. Dem Komponisten die ersten Schritte zum Publikum überhaupt ermöglicht zu haben wird als das Verdienst zweier Wiener bezidnet: zuerst des Johann Strauß, der im Jahre 1865 zu Pawlowl für den Komponisten eintrat, und dann des Klaviermeisters Anton Door, dessen Tschailowsky-Erinnerungen vor kurzem einiges Aufsehen machten. In Wien war es ungefähr zu gleicher Zeit mit jener Berliner Einführung nicht viel anders als hier; man nannte den Namen nur mit einer gewissen

Scheu und übte sich dabei im Zischen. Jetzt aber hört man — wie ein Wiener Rezensent schreibt — „oft in den sieben Tagen einer Woche mehr Werke des russischen Meisters, als früher in sieben Jahren“. Die eigne Mode freilich hat der Komponist nicht mehr erlebt. Den Dramatiker lehrte uns im September 1893 die damals neue Hospaerische Direktion des Westens-Theaters kennen. Was jedenfalls ein Verdienst war! Daß die „Christlichen Scenen“, wie der Komponist seinen „Eugen Onégin“ (nach Pushtin's Dichtung) nannte, wenig dramatisches Blut, viel Konserwatibes, aber viele beste Musik enthalten, darüber war man leicht einig. Auch in Wien gefiel das Werk, mit einem von Gustav Mahler revidierten Text. Nun hat unser Westen-Theater den „Onégin“ mit eben dieser Revision neuerdings herangebracht. Der Vergleich des neuen mit dem alten Textbuch enttäuscht so sehr, daß man nicht recht begreift, was dabei gerade Mahlers Hand zu thun hatte. Ein Akt-Einschnitt mehr — noch dazu recht unangünstig gelegt — und die Kürzung eines breiten Ensembles; das ist fast alles. Das viele Gewöhnliche im Text und zumal die falschen Betonungen in dem Verhältnis der Uebersetzung zur Musik blieben bestehen; doch brachte die jetzige Aufführung an einigen solchen Stellen etliche Verbesserungen. Die Aufführung selber war nicht gerade glänzend. Was wir dort an gleichbleibenden Mängelheiten kennen, stellt sich allerdings immer wieder ein. Camilla Goehl, die wir schon früher zu den hervorragenderen „Jugendlich-Dramatischen“ rechneten, erwang sich als „Tatjana“ eine wohlverdiente Anerkennung.

Weit weniger leicht als ein Tschailowsky und auch als der Norweger Grieg (von dem älteren Evidenzen ganz abgesehen) hat es dessen Landsmann Christian Sinding, ein in Deutschland gebildeter Komponist von mancherlei Kammer- und Orchestermusik. Seine „Norwegischen Abspolien“ für Orchester oder Klavier, seine Klavier-Suite E-dur und ähnliche Werke, wie die Griegs an ungewohnten Harmonien reich, nimmt auch der Klavierspieler gerne zur Hand. Eine Suite für Klavier und Violine, op. 51, heißt „Lebensbilder“ („Scènes de la vie“), wurde in einem neulichen Konzert als Novität gebracht; sie ist recht beachtenswert und ist es bei der verhältnismäßig geringen Litteratur dieser Art doppelt. Ein Klaviertrio in Fis-moll, das erste Opus von César Franck, hat allerdings noch mehr interessiert — es zeigt eine ausgeprochene selbständige Ausdrucksweise, eine merkwürdige Einhergehen Schritt für Schritt. Die das spielten, waren freilich keine Vortragsskünstler von Eigenart, nicht einmal von bemerkenswerter Fremdheit. Drei Dänen waren es: W. Hansen für Klavier, E. Holm für Violine, E. Høeberg für Cello — der letztere zwar auch nicht viel herausragend, aber doch noch der sympathischste. Mit Hansen spielte er Mendelssohn's Cello-Sonate op. 58 D-dur, ein Stück vom dankbarsten Effekt im guten Fortschritt und zum Teil von der bekannten Gfengrazie. Die Spieler ließen sich aber geradezu alles entgehen, was da herauszuschlagen war. —

82.

Humoristisches.

— Zug um Zug. Neben einer auf Neu-Seeland schon seit längerer Zeit wirkenden protestantischen Missionsstation ließ sich in ziemlich geringer Entfernung eine katholische nieder. Die Konkurrenz fürchtend, verleiteten die protestantischen Missionare an ihre Tauslinge zeitweilig Tabak.

Darauf machten die Katholiken eine Eingabe an die Kolonial-Behörde, in der sie auf das unchristliche eines derartigen Missionsbetriebs hinwiesen. Auf Weisung der Behörde werden die Tabakverteilungen eingestellt, und alsbald macht sich eine auffallende Verminderung des Bibelstudienbesuchs bemerkbar.

Eines Morgens begegnet der Missionsvorsteher dem Häuptling des nächsten Dorfes und fragt beiläufig nach dem Grund der Laune seiner Stammesgenossen. Die Antwort beschränkte sich auf die Worte: „Nig Tabak, nig Hakkelja“. — („Simplicissimus“)

Notizen.

— Der vorgestrige „Tag“ brachte ein Bild Erich Schlaifers: Das Gesichtchen eines fünfzehn- bis sechzehnjährigen Burschleins. — Warum denn nicht gleich in den Windeln? —

— Der nächste Dichterabend des Schillertheaters ist dem französischen Liederjänger Pierre Jean de Béranger gewidmet. Sigmar Meising hält den einleitenden Vortrag. —

— Felix Dörmann's Drama „Der Herr von Abadessa“ geht am 14. Februar im Schauspielhause zum erstenmal in Scene. —

— „Die Sünden der Väter“, ein Volksstück von Rudolf Jenny fand bei der Aufführung im Wiener Volks-Theater eine geleiste Aufnahme. —

— Die fünfte Kunstausstellung der Berliner Seceßion wird Ende April eröffnet werden und bis zum Herbst dauern. —

t. In verschiedenen Gärten Zelands ist der Mehlthau (Spaerotheca mors uvae) aufgetreten, der in den Vereinigten Staaten große Bestände von Stachelbeeren vernichtet hat und drüben noch jetzt eine dauernde Gefahr für den Obstbau bildet. —